

„Was lässt uns hoffen?“ Der Titel dieser Exerzitien hat bei den Mitgliedern der Fraternität und bei anderen, die zur Teilnahme eingeladen waren, viel Widerhall gefunden, wie es auch schon im Dezember bei den Exerzitien für Studenten der Fall war. „Ihr greift immer einen Punkt auf, der etwas in mir berührt. Dieses Thema ist ganz wichtig!“, erklärte eine Studentin denjenigen, die sie eingeladen hatten. „Der Titel“, sagt jemand anderer, „hat etwas in mir in Bewegung gebracht. Diese Frage hat mich die ganze letzte Zeit begleitet.“

Die Frage nach der Hoffnung taucht immer wieder auf dem Grund unserer täglichen Mühsal auf. Ein Freund schreibt mir: „Seit Oktober letzten Jahres, als sich die Pandemie-Situation wieder zu verschärfen drohte und immer mehr Gewaltausbrüche die Nachrichten prägten, drängte sich mir diese Frage auf: ‚Habe ich denn wirklich Hoffnung, dass die Dinge ein gutes Ende nehmen werden?‘ Und leider ertappte ich mich dabei, dass meine Antwort war: ‚Ich weiß es nicht.‘ So viele Menschen sind an Covid gestorben und sterben auch heute, ein Jahr später, noch daran. Mehrere Freunde von meinem Mann und mir, Menschen, die uns nahe stehen, sind von der Wirtschaftskrise stark betroffen. Außerdem haben mich einige schmerzliche Dinge und Probleme, die ich vor allem in der Arbeit erlebe, zu der Feststellung veranlasst: ‚Ich bin nicht mehr sicher, dass die Dinge gut ausgehen. Alles sagt mir das Gegenteil.‘ Mir wurde klar, dass diese meine Frage letztlich auch die Angst offenbart, Dinge, Beziehungen und Menschen, die mir am Herzen liegen, könnten im Nichts enden. Anfangs fiel es mir schwer, mir das einzugestehen. Ehrlich gesagt, schämte ich mich sehr. Doch dann erinnerte ich mich daran, dass die wichtigsten Fortschritte in meinem Leben aus unbequemen, ungewohnten und ernsten Fragen entstanden sind. Was mir am meisten Mut gemacht hat, mich dieser Frage zu stellen, warst du. Als ich erfuhr, dass du als Titel für die Exerzitien ‚Gibt es Hoffnung?‘ gewählt hast, empfand ich dich als echten Freund. Ich dachte: ‚Sie mal an, da ist jemand, der nicht nur keine Angst hat, sich selbst diese Frage zu stellen, sondern der auch keine Angst hat, sie allen zu stellen.‘ Daher empfand ich dich zugleich als einen Vater, weil du mir geholfen hast, keine Angst zu haben, mich selbst anzuschauen und die Fragen, die ich habe, mit Liebe anzugehen. Im Laufe der Monate ist diese Frage immer brennender geworden. Und ich muss leider zugeben, dass ich auch heute noch nicht weiß, wie ich auf sie antworten soll. Ich frage dich also: Was kann mir helfen, sie anzupacken?“

Die erste Hilfe, das sage ich gleich, ist die Frage selbst. Das haben mir auch viele von euch geschrieben. „Die Frage nach der Hoffnung beeindruckt mich. Sie ist sehr kraftvoll. Diese Frage befreit uns wieder von unserem einseitigen Blick und öffnet uns für etwas anderes. Es liegt an uns, ob wir ihrer Wirkung nachgehen, oder ob wir sie abschwächen wollen. Die Frage scheint mir aktueller denn je, und ich möchte diese Chance nicht verpassen.“ „Ich merke“, schreibt ein anderer, „dass die Arbeit an der vorgeschlagenen Frage schon jetzt meine Tage prägt und mich aufmerksamer macht und offener für das, was geschieht.“ Und wieder jemand anderes bemerkt: „Wir müssen es zulassen, dass die Frage sich aufdrängt, sich dort hineindrängt, wo sie es für richtig hält, ohne uns eine Pause zu gönnen. ‚Gibt es Hoffnung?‘ Es ist ein Kampf, diese Frage zuzulassen. Es ist ein Kampf, sie nicht aus meinen Tagen auszuschließen. Es ist ein Kampf, mir nichts vorzumachen und mir nicht einzureden, es gäbe keine Hoffnung, um dann der Bequemlichkeit halber doch so zu tun, als gäbe es sie.“

2. Verschiedene Haltungen angesichts dessen, was geschieht

Jeder ist aufgerufen, persönlich auf diese Frage zu antworten, sich selbst im Handeln zu beobachten, festzustellen, wie er das Leben sieht und wie er sich diesem Leben stellt, das keinem von uns etwas erspart. Versuchen wir also zunächst, die Haltungen zu betrachten, die wir angesichts der gegenwärtigen Ereignisse bei uns selbst oder bei anderen gesehen haben (die ja auch bis zu einem gewissen Grad unsere eigenen Haltungen waren). Dies wird uns helfen, ein klareres Bewusstsein für die aufgeworfene Frage zu entwickeln, für ihre Bedeutung für das Leben und für die Antworten, die wir auf sie geben können.

a) *Die Versuchung, die Tatsachen auszublenden*

Im vergangenen Dezember widmete das berühmte US-Magazin *Time* seine Titelseite dem Jahr 2020. Die Zahl „2020“ stand in großen schwarzen Ziffern da und war mit einem dicken roten Kreuz durchgestrichen. Unmittelbar darunter, kleiner gedruckt: „Das schlimmste Jahr aller Zeiten“. Das vergangene Jahr wurde also durchgestrichen, als wolle man es auslöschen. Doch wie wir alle wissen, kann man drei Millionen Tote und die Krise, die diese Pandemie verursacht hat (deren schlimmste Auswirkungen wir vielleicht noch gar nicht kennen), nicht einfach auslöschen! „Dies ist die Geschichte eines Jahres, das Sie nie wieder erleben wollen.“ So beginnt dann der Leitartikel von Stephanie Zacharek.⁹

Die Versuchung, das auszublenden, was uns in die Enge treibt und uns zwingt, uns zu fragen, was dem Leben einen Sinn gibt, gibt es immer. So schrieb ein Student: „Ob es Hoffnung in meinem Leben gibt oder nicht, ist die Frage, die ich mir in den letzten 21 Tagen, seit Beginn der Quarantäne wegen Covid, jede Nacht vor dem Einschlafen gestellt habe. Es waren schwierige Tage. Die Krankheit hat mich ziemlich hart getroffen. Deshalb war die Antwort auf die Frage in einem frühen Stadium ein trockenes: ‚Nein, es gibt keine Hoffnung‘. Diese Zeit erschien mir wie ein Moment, den man austreichen sollte. Ich ‚überlebte‘ nur noch. Ich wachte morgens auf, aß etwas, wusch mich, arbeitete und ging ins Bett, nur um am nächsten Tag das Gleiche zu wiederholen. Ab morgen werde ich frei sein. Aber – und das ist ein großes Aber – ich frage mich, ob die 21 Tage, die ich auf diese Art gelebt habe, mein Sein, das was ich bin, annulliert haben.“ Die Erfahrung vieler ist geprägt von dem Versuch zu überleben und sobald das Schlimmste vorbei ist, das, was man erlebt hat, zu verdrängen. Was zur Folge hat, dass man sich selbst nicht mehr richtig wahrnimmt und der eigenen Zukunft misstraut.

Andere dagegen wollten die Augen nicht verschließen. Sie versuchten nicht, zu vergessen, sondern wollten die Chance nutzen. „Ich sage dir sofort, dass dieses Jahr für mich eine Gelegenheit war zu erkennen (wie nie zuvor), wie schwach ich bin und wie viele Grenzen ich habe. Aber ich kann nicht sagen, dass diese Gefühle schlecht für mich waren. Im Gegenteil, sie haben mich entdecken lassen, wie sehr ich es nötig hatte und habe, mein Leben auf etwas anderes zu gründen als mich selbst, auf eine Fülle, die nicht ich mir gebe, die nicht von den Umständen abhängt, die nicht von mir abhängt, und die Bestand hat!“

⁹ Vgl. S. Zacharek, „2020. The Worst Year Ever“, in: *Time*, 14. Dezember 2020.

b) Traurigkeit und Angst

Viele Gefühle, die wir uns vielleicht nie wirklich eingestanden haben und über die wir uns, bestärkt durch den günstigen Verlauf der Dinge, kaum Gedanken gemacht haben, sind in der letzten Zeit auf eine sehr eindringliche und kaum zu unterdrückende Weise an die Oberfläche gespült worden. Der spanische Journalist Salvador Sostres schreibt: „Zum ersten Mal spreche ich mit einem Freund über Enttäuschung, über Traurigkeit. Und zum ersten Mal wissen wir nicht, was wir sagen oder tun sollen. Wir sind sehr müde, weil wir nicht viel geschlafen haben. Und uns wird klar, dass wir bis jetzt nie grundlegend daran gezweifelt hatten, dass wir aus eigener Kraft etwas verändern können.“¹⁰

Ein Unbehagen steigt an die Oberfläche, das schon vorher da war. Es war nur verdeckt durch einen Schleier, durch unsere Lebensart, durch den Takt unseres sozialen Lebens, das plötzlich verschwunden ist. Und so tritt das Unbehagen hervor. Bei vielen Menschen hat sich daher ein düsteres Gefühl für ihre Person und ihr Schicksal eingeschlichen, wie eine Ahnung des Nichts, wie ein bedrückender Schatten, der auf die Zukunft fällt. Karmelo C. Iribarren beschreibt das sehr gut: „Ich denke daran, wenn ich jetzt durch das offene Fenster auf die Autobahn schaue und die Lichter der Autos verlöschen sehe, auf dem letzten Stück, vor dem Tunnel. Ich denke, so ist das Leben, und mehr gibt es nicht. Ein kurzes Aufflackern von Licht vor dem Schatten, mit mehr oder weniger Geschwindigkeit.“¹¹ Ist das Leben also nichts anderes als eine Reise in die Dunkelheit? Ändert sich nur die Geschwindigkeit?

Die Angst um sich selbst, um die eigene Zukunft, verbunden mit der unvermeidlichen Wahrnehmung, wie bedroht und verletzlich wir sind, hat sich in vielen Fällen sogar zwischen die Wände des eigenen Zuhauses geschlichen und die vertrautesten Beziehungen unterminiert, wie der Schriftsteller und Drehbuchautor Francesco Piccolo gesteht: „Bis zum Eintreffen der Pandemie hatten höchstens meine Kinder Angst vor mir. [...] Jetzt [...] halte ich mich instinktiv fern von ihnen. Manchmal lädt mein Sohn einen Klassenkameraden zum Lernen ein. Ich versuche fast immer, erst nach Hause zu kommen, nachdem der Mitschüler gegangen ist. [...] Meine Tochter ist in Bologna. [...] Sie ruft mich nie an, denn meine Angst hat sie so beeindruckt, dass sie befürchtet, ich glaubte, sie könne mich anstecken, wenn sie mich anruft. [...] Manchmal habe ich das Gefühl, in einer Fernsehserie zu sein. [...] Es beruhigt mich überhaupt nicht, einen Sohn im Haus zu haben, der jeden Tag rennt, schreit und rausgeht. Das ist das neue verdrehte und unnatürliche Gefühls-Wirrwarr, das das Coronavirus bewirkt hat: Man hat mehr Angst vor den eigenen Kindern als vor jedem anderen Menschen auf der Welt.“¹²

¹⁰ S. Sostres, „La próxima vez que me muera“, in: *ABC*, 24. September 2020. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹¹ „Lo pienso ahora que miro / por la ventana abierta / la autopista, viendo / cómo los coches parpadean / en el último tramo, / antes de túnel. Pienso / que así es la vida, / y que no hay más. Un leve / guiño de luz hacia la sombra / a mayor o menor velocidad“ (K.C. Iribarren, „Hacia la sombra“, in: ders., *Seguro que esta historia te suena*, Renacimiento, Salamanca 2015, S. 42). Eigene Übersetzung aus dem Spanischen.

¹² F. Piccolo, „Maledetto virus mi hai insegnato ad avere paura dei miei figli“, in: *La Repubblica*, 1. Februar 2021, S. 12 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

c) Angst vor dem Tod

Von welcher Angst sprechen wir? Nicht nur von der Angst vor Ansteckung, sondern auch von der Angst zu sterben, da eine Ansteckung tödliche Folgen haben könnte. Wir haben den Tod bisher sorgfältig versteckt und verdrängt. Jetzt ist er wieder sichtbar geworden. Seine massive Präsenz in den Medien und im täglichen Leben erlaubt es nicht mehr, ihn im kollektiven Unterbewusstsein nur als Betriebsunfall zu verbuchen, als eine gelegentlich auftretende Unannehmlichkeit, die zwar noch vorkommt, aber bald ausgerottet oder zumindest eingedämmt sein wird. Um das zu unterstreichen, hat *L'Espresso* als „Personen des Jahres“ 2020 den Tod und das Leben gewählt. Unter einer „Fotografie“ des vermummten Todes, der mit einem neugeborenen Kind unter einem bleigrauen Himmel Schach spielt, steht in der Zusammenfassung auf dem Cover: „Die Angst vor dem Ende hat wirtschaftliche und politische Systeme umgestürzt. Und unser tägliches Leben.“ Im Leitartikel lesen wir dann, dass der Tod, „der aus der Kultur entfernt worden war, [...] im Jahr der Pandemie wieder ins Zentrum gerückt ist“. Und weiter, die Angst vor dem Ende bringe paradoxerweise auch eine seltsame Vorahnung mit sich: „Angst vor dem Sterben zu haben, bedeutet zu wissen, dass es etwas gibt, das unsere individuelle Existenz überschreitet. Ein Ende. Und Erben.“¹³ Massimo Cacciari weist in seinem Artikel darauf hin: „Es ist Leopardi, der dies lehrt [...]: Wenn das Leben sich wirklich lohnt, das heißt, wenn es darauf abzielt, etwas zu erreichen, das seine endliche Existenz überschreitet, dann fürchtet man den Tod nicht, *man lebt ihn*.“¹⁴ Und indem man ihn lebt, werden tiefgreifende Fragen wach.

d) Das Wiedererwachen tiefgreifender Fragen

Heschel stellt fest: „Die erste Antwort auf die Frage: ‚Wer ist der Mensch?‘ lautet: Der Mensch ist ein Wesen, das Fragen über sich selbst stellt. Indem der Mensch solche Fragen stellt, entdeckt er, dass er eine Person ist, und die Qualität der Fragen offenbart ihm seinen Zustand.“¹⁵ Der Mensch ist jene Ebene der Natur, in der sie nach sich selbst, ihrem Sinn, ihrem Ursprung und ihrer Bestimmung fragt. „Warum bin ich hier? Worum geht es in meinem Leben? Diese Frage leitet sich von keiner Prämisse ab. Sie ist mit der Existenz selbst gegeben.“¹⁶ Aber die Frage nach dem Sinn des Lebens kann man nicht von der Frage nach dem Sinn des Todes trennen.

Diejenigen, die sich von der ungeheuren Herausforderung dieses dramatischen Jahres haben bewegen lassen, haben unweigerlich bei sich selbst, in ihrem Gewissen, Fragen auftauchen sehen, die sie sich in „normalen“ Zeiten wahrscheinlich nicht gestellt hätten. Aber dieses Mal, aufgrund des globalen Charakters der Bedrohung, haben Verletzlichkeit, Einsamkeit, Leid und Tod uns oder die, die uns nahe stehen, eindringlicher und direkter betroffen. Die Situation hat alle aus ihrer alltäglichen Erstarrung gelöst, in der die existenziellen Fragen oft nicht so wichtig erscheinen, oder als eine Übertreibung derjenigen,

¹³ Vgl. „Persone dell’anno. La morte e la vita“. Cover-Titel von *L'Espresso*, 20. Dezember 2020.

¹⁴ M. Cacciari, „Per amore della Vita“, in: *L'Espresso*, 20. Dezember 2020, S. 17. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹⁵ A. J. Heschel, *Chi è l'uomo?*, SE, Mailand 2005, S. 42. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹⁶ Ebd., S. 25.

die anderen die Freude am Leben verderben wollen. Diese Blase ist geplatzt, spätestens mit dem Eintreffen der zweiten Welle. „Das Leiden stellt einen Angriff dar, der uns zur Bewusstwerdung unserer selbst auffordert“¹⁷, mahnt Claudel.

Ignacio Carbajosa hat fünf Wochen als Seelsorger auf der Covid-19-Station eines Krankenhauses in Madrid verbracht und seine Erfahrung als „privilegierter Zeuge“ des Lebens und Sterbens so vieler Menschen in einem Tagebuch festgehalten. Er schreibt: „Was ich gesehen habe, hat in mir gerungen. Es hat mich verletzt.“ Was hat er gesehen? Unter anderem ein kleines Mädchen, das noch keine 24 Stunden alt ist. Und eine Frau, Elena, die gerade gestorben ist. Er fragt sich: „Wo bist du, Elena? Die beiden Extreme des Lebens: Geburt und Tod, in weniger als einer Stunde. Welche Versuchung, einen der beiden Pole auszublenden! Welcher Mut ist vonnöten, welche Anforderung an den Verstand, beides zu bewahren, um sich der einen Frage zu stellen! ‚Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?‘ (Ps 8)“ Nachdem er einen Monat mit der Betreuung von Covid-19-Patienten verbracht hat, schreibt er in sein Tagebuch: „Schon die ganze Zeit lang quält mich verstandes- und gefühlsmäßig ein Verständnisproblem: Was ist der Schmerz? Was ist der Tod? Und folglich: Was ist das Leben? Tagtäglich bin ich mit diesen Fragen konfrontiert, wenn ich zu den Kranken komme, die leiden und sterben.“¹⁸

Wer sich in diesen Zeiten nicht völlig verschlossen hat, wird gespürt haben, wie in seinem Inneren Seiten zum Schwingen kamen, um die er vorher vielleicht nicht einmal wusste. Mancher hat sie vielleicht sofort zum Schweigen gebracht und versucht, zur Normalität zurückzukehren. Aber den Anstoß hat er trotzdem gespürt, wenn auch nur für einen Augenblick. Wie ein winziges Samenkorn, fast ein Nichts, begann vielleicht sein Menschsein zu erwachen. „Gerade wegen der Schwierigkeiten, die mir nicht erspart blieben“, hat mir jemand geschrieben, „fiel für mich das Jahr 2020 mit einem unerwarteten Erwachen meines Ichs zusammen.“ Wer weiß, wie viele das gespürt haben, und wer weiß, wie lange es dauert, bis diese Saat aufgeht!

Ich verstehe, dass das angesichts der Dimensionen des Dramas zu wenig scheinen mag, aber es ist wie eine Verheißung. Dieses Gefühl in unserem Innersten ist in der Tat Zeichen für eine Erwartung, die tief in uns verwurzelt ist, ja, die uns ausmacht: etwas zu erwarten, das dem Leben und dem Tod standhält, ein unerwartetes Ereignis, das eine neue Zuneigung zu uns selbst aufbrechen lässt, unsere Sehnsucht wieder wachruft und uns hoffen lässt, dass sie sich erfüllt. Dieses Erwachen unserer Vernunft, dieses dringende Verlangen nach Sinn, das wir für einen Augenblick deutlich wahrgenommen haben, schenkt uns die beste Voraussetzung, um die Antwort zu erkennen – wann und wo sie sich zeigt. Giussani zitierte in diesem Zusammenhang oft einen Satz von Reinhold Niebuhr: „Nichts ist so unglaublich wie die Antwort auf eine Frage, die sich nicht stellt.“¹⁹ Was heißt das? Heute können wir es vielleicht besser verstehen, gerade aufgrund der Erfahrung des letzten Jahres: Je mehr ich ein Problem wahrnehme, desto drängender wird in mir das Verlangen nach einer Antwort, desto

¹⁷ P. Claudel, *Eine Heilige unserer Tage. Therese von Lisieux*, in: ders., *Gesammelte Werke. Bd. VI. Religion*, Kerle, Heidelberg 1962, S. 723.

¹⁸ I. Carbajosa, *Der Corona-Priester*, fe-medien, Kibleg 2021, S. 13, 67 f., 102.

¹⁹ R. Niebuhr, *Glaube und Geschichte*, Müller, München 1951, S. 13.

aufmerksamer bin ich, falls sich irgendwo eine zeigt. Jede Andeutung einer solchen weckt meine Neugier.²⁰

Bei aller Dringlichkeit und Unvermeidlichkeit stellt die Frage nach dem Sinn des Daseins (das sollten wir nicht vergessen) auch eine Einladung dar, die man immer auch ablehnen kann. Und wenn man sich ihr verweigert, verwässert sich gleichsam das Bewusstsein für diese Frage, bis sie dann ganz verdrängt wird. „Die Frage drängt sich auf, aber nicht jeder schenkt ihr Aufmerksamkeit. Mancher sieht sie auch als müßig an [...]. Dann verblasst die Frage nach dem Sinn des Daseins und verschwindet schließlich. Irgendwann spürt man dann, wie Andre Gide sagte, ‚kein Bedürfnis mehr danach‘.“²¹ Wer nicht vor der Frage flieht, erfährt dagegen ihre Bedeutung für die Erkenntnis und ihre Fähigkeit, den Menschen aufzurütteln. „In diesem ‚beispiellosen‘ Jahr hat sich für mich eine Revolution ereignet: Ich brauche nicht mehr das schnelle Ergebnis, das mir perfekte und untadelige, aber vorgefertigte Antworten liefert, sondern genau das Gegenteil: Ich will die Frage lebendig halten, ihre Dramatik annehmen. Denn in solcher Armut, die nichts besitzt und sich nicht auf Schemata, Rituale, erworbene Gewissheiten verlässt, erlebe ich die große Chance, mir dessen bewusst zu werden, was da ist.“

3. Das Urteilskriterium

Wenn wir die Bedürfnisse des Menschen ernst nehmen, haben wir das Kriterium in der Hand, um alles beurteilen zu können, was uns vor Augen kommt, alle Haltungen und Meinungen (seien es unsere eigenen oder die anderer), alle Täuschungen und Illusionen entlarven zu können und zu erkennen, was wirklich einen Wert besitzt. Die letzten und konstitutiven Fragen, das „hellsichtige, intelligente und dramatische, unvermeidliche Ergriffensein“²², das am Grunde unseres Ichs liegt, stellen den Vergleichspunkt für jeden Vorschlag, jede Perspektive, jede Begegnung dar.

Ungaretti sagt in einem seiner Gedichte: „Mein Herz / ist heute / nichts anderes / als ein Pochen der Sehnsucht.“²³ Ety Hillesum drückt es so aus: „Immer das schmerzliche Gefühl der Sehnsucht, die nie zu befriedigen war, das Heimweh nach etwas, das mir unerreichbar schien“²⁴ Wir tragen eine geheimnisvolle und unstillbare Sehnsucht in uns, wie einen unsichtbaren Hintergrund, mit der wir das ganze Leben und alle Beziehungen vergleichen. Der heilige Augustinus nennt es Unruhe: „Du hast uns für dich geschaffen, und unruhig ist

²⁰ Luigi Maria Epicoco bemerkt: „Das Ziel dieser Zeit ist nicht, die Ansteckung zu überleben, sondern, auch durch diese Erfahrung, zu erkennen, dass wir die große Frage nach dem Sinn des Lebens nicht mehr aufschieben können, die diese Pandemie besonders energisch wieder aufs Tapet bringt“ (L.M. Epicoco im Dialog mit S. Gaeta, *La speranza non è morta. Parole di fede in tempo di crisi*, San Paolo, Cinisello Balsamo-Mi 2020, S. 40. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen).

²¹ F. Varillon, *L'umiltà di Dio*, Qiqajon - Comunità di Bose, Magnano (Bi) 1999, S. 30. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

²² Vgl. L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, a.a.O., S. 74.

²³ G. Ungaretti, „Oggi“, in: ders., *Poesie e prose liriche. 1915-1920*, Mondadori, Mailand 1989, S. 40. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

²⁴ *Das denkende Herz. Die Tagebücher von Ety Hillesum. 1941-1943*, Rowohlt Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg ²⁴2013, S. 23.

unser Herz, bis es ruht in dir.“²⁵ Diese Unruhe wird zum Kriterium, um erkennen zu können, wofür das Herz geschaffen ist. Darin kann sich der Mensch nicht irren, denn er kann es verifizieren, wenn er etwas erlebt: die Ruhe. Was eine Antwort darstellt auf seine Unruhe, auf seine Erwartung, das erkennt er an der Ruhe, die ihn durchströmt, wenn er es findet – eine Ruhe, die seine Sehnsucht erhält oder sogar noch steigert.²⁶

Unabhängig davon, wo er geboren wurde, unabhängig von der Kultur, in der er aufwächst, kommt jeder Mensch auf die Welt mit einem Verlangen nach Sinn, nach Bestimmung, nach dem Absoluten, das irgendwann in ihm auftaucht und mit dem er sich, ob er will oder nicht, auseinandersetzen muss, egal wie er sich dazu stellt. Dieses Verlangen mag unter den Trümmern der Ablenkung begraben sein, aber bestimmte Ereignisse, wie zum Beispiel die Pandemie, durchbrechen diese Verkrustungen, rütteln uns auf aus unserer Erstarrung und lassen es an die Oberfläche kommen. Und wir können uns nicht mit irgendeiner x-beliebigen Antwort zufriedengeben. Je mehr sich, angestachelt durch das, was geschieht, dieses Verlangen bemerkbar machen, desto deutlicher erkennen wir, was eine Antwort darauf sein könnte und was ihm entspricht.

Versuchen wir also, die verschiedenen Haltungen zu bedenken, die wir angesichts der Herausforderung, vor der wir stehen, einnehmen (vielleicht auch nur teilweise oder vermischt), und zu sehen, ob sie bestehen können.

(a) „Alles wird gut“

Wir erinnern uns an den Slogan, der im ersten Lockdown überall auftauchte: „Alles wird gut.“ In der Tat tragen wir alle eine Art natürliche Hoffnung in uns, mit der wir dem Leben begegnen. Wir haben gesehen, wie sie hervorbrach, als die Gesundheitskrise begann. Während Ärzte und Pfleger sich heldenhaft aufopferten und oft ihr eigenes Leben aufs Spiel setzten, standen viele Menschen auf den Balkonen und bekundeten ihre Unterstützung. Wir haben die Worte „Alles wird gut“ sehr oft gehört. Aber konnte diese Hoffnung, dieser Optimismus, angesichts der Dauer und Stärke der Herausforderung bestehen? Die zweite Welle hat sie in die Enge getrieben und gezeigt, wie zerbrechlich sie ist. Sie konnte dem Sturm nicht standhalten, der über uns hinweggefegt ist.²⁷

Das Gleiche geschieht auch angesichts der diversen Widersprüche, die unsere Existenz begleiten. Leopardi drückt es poetisch so aus: „Doch wenn e i n Missklang sie / Verletzt, im Nu zu nichts / Versinkt das Paradies, das sie uns lieb.“²⁸ Es braucht fast nichts, ein kleiner Missklang genügt, um das Paradies, das wir uns aufgebaut hatten, einstürzen zu lassen. Stellen wir uns vor, was erst geschieht, wenn es sich um die Covid-Pandemie handelt, mit all ihren Folgen, die wir nur zu gut kennen.

²⁵ „Fecisti nos ad te [Domine] et irrequietum est cor nostrum, donec requiescat in te“ (Augustinus, *Confessiones. Bekenntnisse*, I,1,1).

²⁶ Diese „Ruhe“, schreibt Guardini, „ist mehr als bloß nicht Arbeiten“, sie ist „eine Fülle in sich selbst“ (vgl. R. Guardini, *Briefe über Selbstbildung*, Grünewald, Mainz 1964, S. 134).

²⁷ Jean Daniélou bemerkt: „Die Hoffnung ist kein Optimismus. Der Optimismus ist jene unbeschwerter Haltung, die uns meinen lässt, die Dinge werden sich schließlich doch immer wieder von selbst einrenken. [...] Indem er so dem tragischen Ernst des Übels sein Gewicht nimmt, ist der Optimismus der größte Feind der Hoffnung“ (J. Daniélou, *Vom Geheimnis der Geschichte*, Schwabenverlag, Stuttgart 1955, S. 391).

²⁸ G. Leopardi, „Auf das Bildnis einer schönen Frau, gemeißelt in ihr Grabmal“, in: ders., *Canti. Gesänge*, Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 1999, S. 229.

Das Auftreffen auf einen Umstand, der uns nicht passt, auf die harte Wirklichkeit, unterzieht unsere Hoffnung einer schweren Prüfung. Eine Studentin schreibt mir: „Ich war mir immer sicher, dass es Hoffnung gibt und dass wir etwas Großes erleben. All das war mir im ersten Lockdown noch klar, und besonders im Sommer, als ich das Praktikum nachholen musste. Doch in den letzten Tagen liegt zunehmend eine große Last auf meinem Herzen. Meine Tage sind nicht mehr von dieser Hoffnung bestimmt, sondern nur noch von all den Mühen. Ich bin tausenden Gedanken und täglichen Versuchungen ausgesetzt. Wie kann das sein?“

b) *Solidarität*

Wenn ein Ereignis „jedermanns Sache“ ist, wie Camus in der *Pest* sagt, versucht jeder, damit klarzukommen, so gut er kann. Früher oder später zerfallen dann die Illusionen, mit denen wir versuchen, uns ihm zu entziehen, eine nach der anderen. Die Grausamkeit bestimmter Ereignisse erschüttert uns so sehr, dass selbst die größten Gewissheiten ins Wanken geraten. Wie bei Pater Paneloux in Camus' Roman, der angesichts des Todes eines Unschuldigen die Idee der ausgleichenden Gerechtigkeit zerbrechen sieht. „Was ist also zu tun? Hier sind die Worte des Paters [Paneloux] erhellend“, schreibt Recalcati, „die Voraussetzung jeder menschlichen Form des Sich-Kümmerns sind. Er berichtet, dass während der großen Pest in Marseille von den 81 Ordensleuten im Kloster der Barmherzigkeit nur vier die Pest überlebten. Und von diesen vier flohen drei, um ihr Leben zu retten. Aber wenigstens einer war fähig zu bleiben. Das ist das letzte Wort, das der Pater seinen Gläubigen sagt: Sie sollen zu denen gehören, die bleiben. In der Lage sein zu bleiben, auszuhalten, ist in der Tat die erste Voraussetzung für jede Praxis der Fürsorge. Es bedeutet, auf den Ruf dessen zu reagieren, der in Not ist. Das, was die Bibel mit den Worten ‚Hier bin ich!‘ zum Ausdruck bringt, macht das Sich-Kümmern um andere menschlich: Man überlässt niemanden der inakzeptablen Gewalt des Übels. Man behauptet nicht, dass das Übel einen Sinn habe, aber man bleibt bei den Betroffenen.“²⁹

Wie Papst Franziskus sagte, hat die Covid-Pandemie uns bewusster gemacht, dass wir alle im selben Boot sitzen. Und das hat viele ermutigt, die Ärmel hochzukrempeln und im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu helfen. Niemand wird den großen Wert dieses Engagements leugnen. Aber gleichzeitig kann auch niemand behaupten, die geleistete Hilfe (gleich ob sie erfolgreich war oder nicht) reiche aus, um die Bedürfnisse zu befriedigen, die unter diesen extremen Umständen zutage treten. Wir brauchen nicht nur Beistand und medizinische Versorgung, wir brauchen auch etwas, das es uns erlaubt, vor dem Leiden und dem Tod zu stehen, ohne zusammenzubrechen. Hier werden die Grenzen jedes noch so unverzichtbaren Bemühens um Solidarität, Nähe und Hilfe deutlich. Die Natur der Bedürfnisse, die diese Situation bei denen hat auftauchen lassen, die sich anrühren ließen, von dem, was geschah, reicht viel tiefer als die Antwort der Solidarität.³⁰

²⁹ M. Recalcati, „Ed io avrò cura di te“, in: *La Repubblica*, 15. Oktober 2020, S. 27. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

³⁰ Dasselbe geschieht, wenn wir uns bemühen, der Not anderer abzuweichen: „Es ist die Entdeckung, dass gerade weil er sie liebt, *nicht er selbst es ist, der sie glücklich macht*. Es ist die Einsicht, dass selbst die perfekteste Gesellschaft, der gesetzlich gefestigste und umsichtigste Staat, der größte Reichtum, die blühendste Gesundheit,

c) Die Impfung als Allheilmittel

Hurra, ein Impfstoff! Wie sollte man sich nicht freuen, nachdem man so viel Leid, Angst, Fassungslosigkeit und Tod gesehen hat? Aber wir können nicht übersehen, was Susanna Tamaro in ihrem „Brief an das Christkind“ schreibt, der am 22. Dezember vergangenen Jahres im *Corriere della Sera* veröffentlicht wurde: „Verzeih uns, dass wir davon überzeugt sind, die Impfung werde die Rettung sein. Denn der Impfstoff wird eine wunderbare, unentbehrliche Hilfe sein – so wunderbar und unentbehrlich wie die Wissenschaft, die im Dienst des Menschen steht. Aber er wird den Nebel unseres Unglücks nicht auflösen können. Dazu bräuchten wir einen neuen Blick und ein geläutertes Herz, das mit diesem Blick ins Gespräch treten kann.“³¹ Diese Worte legen eine Frage offen, die sich nicht umgehen lässt: Reicht die Impfung, um alle Fragen zu beantworten, die die Pandemie aufgeworfen hat? Ist das alles, was wir brauchen, um die Krankheit zu überwinden?

Und wenn es gegen bestimmte Krankheiten kein Mittel gibt? Die Mutter eines Kindes, das eine unheilbare Krankheit hat, schreibt: „In dieser besonders anstrengenden Zeit musste unser Sohn auch noch auf die Intensivstation, sediert und intubiert werden. In solchen Momenten klammere ich mich an alles, was mich daran erinnert, dass jemand an mich denkt und mich liebt. Daher rufe ich Freunde an und schreibe ihnen SMS. Ich lese bestimmte Dinge immer wieder und suche Kraft. Auf der Kinderstation, auf der wir sind, ist der Internet- und Telefonempfang sehr schlecht und wegen Covid dürfen wir niemanden treffen. Damit fällt das weg, woran ich mich normalerweise am meisten klammere. Ich erinnere mich, einen Satz gelesen zu haben, einen von vielen, die in den Zeitungen standen: ‚Das vergangene Jahr sollten wir vergessen und nach vorne schauen. Es gibt Hoffnung auf einen Impfstoff.‘ Wie kann man meinen, die Hoffnung liege nur in einem Impfstoff? Ich denke an meinen Sohn: Ist unsere Hoffnung, dass er gesund wird? Dann wäre alles verloren. Dabei ist er so oft für mich Zeuge einer unermesslich viel größeren Hoffnung. Wenn ich ihn anschau und seinen Körper, dann erinnert mich das an den Wunsch, dass alles gut wird, den jeder von uns hat, an den Wunsch, glücklich zu sein und geliebt zu werden, auch wenn wir nicht vollkommen sind. Unsere Defizite sind das Drama, das uns Fragen stellen lässt. Sie ermöglichen es uns, um mehr zu bitten und uns nach mehr zu sehnen.“

Wie kann man auf den Abgrund reagieren, der durch den medizinischen Notstand zutage getreten – aber nicht entstanden – ist? Und vor allem, um was für einen Abgrund handelt es sich? Es ist der Abgrund unserer eigenen menschlichen Bedürfnisse, des Durstes nach Leben, den wir uns vorfinden. Und es ist auch der Abgrund einer immer größer werdenden Angst vor dem Tod und dem Schmerz, der Angst, unser Leben zu verlieren, oder dass es am Ende keine Erfüllung gibt. Reichen die genannten „Antworten“ aus, um diesen Abgrund zu füllen?

die reinste Schönheit und die gebildetste Zivilisation nicht in der Lage sind, den anderen jemals glücklich zu machen“ (L. Giussani, *Der Sinn der Caritativa*, pro manuscripto, S. 3).

³¹ S. Tamaro, „Sotto l’albero vorrei ritrovare l’innocenza“, in: *Corriere della Sera*, 22. Dezember 2020, S. 29.

4. Flucht vor sich selbst

Eine junge Ärztin schreibt mir: „Anfangs ging ich die Tage mit der Hoffnung an, dass es mehr oder weniger so laufen würde wie geplant. Ich bin Ärztin, habe im November meine Facharztausbildung beendet und im Januar war ich gerade in eine neue Stadt gezogen, um eine neue Stelle anzutreten. Ich war voller Erwartungen und hatte den Wunsch, endlich, nach all den Jahren der Ausbildung, meinen Beruf als Arzt auszuüben. Im März letzten Jahres kam dann der erste Lockdown. Unser Gesundheitswesen ging in die Knie, mein Vertrag verlor jede Priorität und ich konnte nicht mehr im Krankenhaus arbeiten. Ich durfte nicht einmal dort sein, um zu helfen. So war ich eine nutzlose Ärztin, mitten in einer Pandemie! Gleichzeitig wurden im Fernsehen ständig alle Ärzte aufgerufen, sich zu melden. Ich habe mindestens zehn Bewerbungen verschickt und mich in Nah und Fern gemeldet, aber ich war nicht qualifiziert genug. Eine nutzlose Ärztin. Du kannst dir vorstellen, wie wütend und frustriert ich war. Ich war immer einverstanden mit dem, was hier über den Wert des Unerwarteten gesagt wurde. Aber unterschwellig dachte ich immer, das Unerwartete müsse sich ohnehin im Rahmen dessen bewegen, was ich im Kopf habe. Daher fühlte ich mich nun verlassen, ausrangiert und beiseitegeschoben. Ich fragte mich: ‚Wo ist nun dein Gott? Wenn es ihn gibt, dann hat er dich vergessen. Aber wahrscheinlich gibt es ihn gar nicht.‘ Kurzum, die Mühsal dieser Monate bleibt mir im Gedächtnis. Aber ich möchte nicht, dass ‚meine Covid-Krise‘ umsonst war. Ich möchte nicht die Gelegenheit verpassen, den Zweifeln an der Existenz Gottes auf den Grund zu gehen. Oder andersherum, der Möglichkeit, dass Gott existiert und dass er sich wirklich um mich kümmert. Kann man wirklich mit Gewissheit aus Erfahrung sagen, dass ‚sogar die Haare auf unserem Kopf gezählt sind‘? Kann man sich dessen so sicher sein, dass man auch gegenüber Menschen, die nicht glauben, oder schlicht angesichts seiner eigenen Zweifel darüber Rechenschaft ablegen kann?“

Wenn wir die Krise, die wir gerade erleben, nicht ungenutzt verstreichen lassen wollen, wie Papst Franziskus sagt, müssen wir die Gelegenheit nutzen, uns von den Fragen, die uns bedrängen, herausfordern zu lassen. Die Krise zu nutzen, heißt, zu versuchen, auf den Zweifel einzugehen, der uns so oft ins Herz dringt. Wenn wir uns der Krise nicht direkt stellen und keine Antwort finden, die der Frage gerecht wird, dann sind wir gezwungen, vor uns selbst zu fliehen, weil es sonst unmöglich wäre, dem Drama standzuhalten.

Die Flucht vor sich selbst ist der häufigste Weg, solange wir es noch schaffen, uns fernzuhalten vom Abgrund unseres Herzens, von den „unerfüllbaren“ Bedürfnissen, die wir nicht stillen können und die uns keine Ruhe lassen.

Wenn während der ersten Welle meist Angst und Solidarität vorherrschten, dominiert in der zweiten Welle, wie gesagt, eine Unsicherheit über die Zukunft, ein schärferes Bewusstsein für die Notwendigkeit einer Sinnhaftigkeit und die Schwierigkeit, sich dem zu stellen. Das ist die Ursache für die Flucht vor sich selbst. Wir fliehen, weil wir ein Leben, das nach Sinn schreit, nicht ertragen können. Dann versuchen wir, uns so weit wie möglich von uns selbst zu entfernen, „als hielten wir uns selbst für weniger wichtig als alles andere“³². Der

³² Nikolaos Kabasilas schreibt: „Viel gilt uns der Erfolg, das Schickliche und Rechte, der gute Name. Nur das, was unser Eigentlichstes ist, und wie wir dies geziemenderweise bewahren und dadurch lediglich unserer Schuldigkeit nachkommen, das sehen wir als das Geringste an, gleich als ob wir im Vergleich zu allem anderen uns selber als minderwertig betrachteten. Und wenn es schon nicht aus anderem Grunde geschieht – so sollte unsere Aufmerksamkeit schon angezogen werden durch das Neue und Befremdende (dieser Heilstat), die alles

Preis, den wir dafür zahlen, ist ein verstümmeltes Leben, unter Wert. Wie Alessandro Baricco kürzlich schrieb: „Und wann sprechen wir über diesen anderen Tod? Den schleichenden Tod, den man nicht sieht. Es gibt keine Verfügungen der Behörden, die das berücksichtigen, es gibt keine täglich aktualisierten Graphiken dazu. Offiziell gibt es dieses Sterben nicht. Aber es ist da, schon ein Jahr lang: das ganze Leben, das wir nicht leben.“³³

Das Weglaufen vor uns selbst macht die Situation nur noch schlimmer. Denn dann ist nichts mehr wirklich unser, dann wird uns alles fremd. Giussani hat das in unvergesslichen Worten beschrieben: „Das größte Hindernis auf unserem menschlichen Weg ist die ‚Vernachlässigung‘ des Ich. Das Gegenteil dieser ‚Vernachlässigung‘, nämlich das Interesse am eigenen Ich, ist der erste Schritt auf einem wahrhaft menschlichen Weg.“ Und er fährt fort: „Eigentlich erscheint ein solches Interesse selbstverständlich, doch das ist es keineswegs. Man braucht sich nur anzuschauen, welche Abgründe von Leere sich täglich in unserem Bewusstsein auftun und welcher Mangel an Gedächtnis.“ Wenn diese Worte wie für uns geschrieben scheinen (obwohl sie aus dem Jahr 1995 stammen), dann weil die Pandemie eine Erfahrungsdynamik neu ans Licht gebracht hat, die es schon vorher gab und auch weiter geben wird. Giussanis Worte machen uns auf eine ständige Versuchung des menschlichen Geistes aufmerksam, etwas, das uns Tag für Tag begleitet: die Vernachlässigung unseres Ichs. „Hinter dem Wort ‚ich‘ steht heute eine große Verwirrung. Aber [...] wenn ich mein eigenes Ich vernachlässige, können auch die Dinge des Lebens nicht meine sein, das Leben selbst (der Himmel, meine Frau, ein Freund, die Musik). Um ernsthaft ‚mein‘ sagen zu können, muss ich mir darüber im Klaren sein, was mein Ich ist. Nichts ist so faszinierend wie das Entdecken der wahren Dimensionen meines eigenen Ichs. Nichts ist so reich an Überraschungen wie das Entdecken meines menschlichen Antlitzes.“³⁴

Dass sich diese Verwirrung ausbreitet, liegt auch an einem Einfluss von außen auf unsere Person. Die Schwächung des Sinns für das Ich ist ein Symptom für unsere heutige Kultur und für die Sackgasse, in der sie sich befindet: „Der Fortschritt einer Zivilisation misst sich in der Tat daran, ob sie das Hervortreten und die Klärung des Wertes des einzelnen Ichs begünstigt.“ Wir sehen hier das paradoxe Ergebnis einer Entwicklung, der Moderne, in der das Ich den Anspruch erhoben hat, der Mittelpunkt der Welt zu sein, Herr über sich selbst und über die Dinge zu sein. Und die Vernunft hat sich zum letzten Maßstab über die Wirklichkeit erhoben. Gott, das Geheimnis, auf das sich die Wirklichkeit letztlich und unweigerlich bezieht, ist aus dem Lebens- und Weltbild getilgt worden. Das hat aber nicht etwa zu einer engeren und direkteren Beziehung zur Wirklichkeit geführt, sondern im Gegenteil zu einer Flucht vor ihr, vor ihrem Sinn, und zur Verkürzung der menschlichen Existenz auf eine bloße Tatsache. „In der Verwirrung über das letztgültige Wesen des eigenen Ichs und der Wirklichkeit gibt es nun einen äußersten Versuch, diese Flucht aus der Beziehung zu jenem unendlichen Geheimnis, das jeder vernünftige Mensch am Horizont und am Ursprung jeder menschlichen Erfahrung erkennt, fortzusetzen: Man spricht dem Leben jeden letzten Bestand ab. Wenn die Wirklichkeit sich der Herrschaft des Menschen zu entziehen scheint, dann greift der Hochmut zum äußersten Mittel und spricht ihr jeden Bestand ab, betrachtet vielmehr willkürlich alles

erschütterte und veränderte“ (N. Kabasilas, *Das Buch vom Leben in Christus*, Cura, Wien/München 1966, S. 182 f.).

³³ A. Baricco, „Mai più, prima puntata“, www.ilpost.it, 8. März 2021.

³⁴ L. Giussani, *Alla ricerca del volto umano*, Bur, Mailand 2007, S. 9. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

als Illusion oder als Spiel. Was heute vorherrscht in der Art des Denkens und Wahrnehmens, kann man als Nihilismus bezeichnen.“³⁵

Diese Flucht vor sich selbst beschreibt die Bibel auf andere Weise im ersten Kapitel des Buches Jona. Wir kennen die Geschichte. Zweimal wird dort wiederholt: Jona floh „weit weg vom Herrn“.³⁶ Aber diese Flucht vor Gott, sagt Giussani, fällt zusammen mit „der Flucht vor unserer Verantwortung, also der Flucht vor dem ‚einen‘ Leben, vor der Einheit mit allen Dingen, der Flucht vor der Fülle, vor dem Sinn und der Erfüllung“. Selbst wenn wir uns „entschieden einer katholischen Bewegung verschreiben haben“ (er sagte das 1963 einer Gruppe von Verantwortlichen) und ihr unsere ganze Freizeit widmen, bewirkt diese Flucht vor dem Geheimnis „eine Leere, die wir in jeden unserer Tage einziehen lassen“³⁷, eine Flucht vor uns selbst, die unterschiedliche Formen annehmen kann.

a) *Aktivismus*

Wir können den Schrei, der aus dem Innersten unseres Menschseins kommt, unterdrücken, indem wir uns hektisch in Aktivitäten stürzen, uns so einsetzen, dass wir keine Zeit mehr haben, über unsere wahren Bedürfnisse nachzudenken. Die Aktion wird zur Droge. Wie sehr dieser Aktivismus unser Leben prägt, haben wir gesehen, als der Lockdown uns zwang innezuhalten. Als wir zuhause eingesperrt waren, mussten wir plötzlich mit uns selber klarkommen. Wie viele von uns empfanden sich da als leer, desorientiert, unerträglich in ihren eigenen Augen! Der Aktivismus ist ein Handeln ohne angemessenen Grund. Deshalb öffnet er uns nicht und lässt uns nicht reifen. Wenn wir also Momente erleben, in denen wir unvermeidlich innehalten müssen, dann sind wir verunsichert und spüren die Last unserer selbst wie einen Berg auf den Schultern. Eine junge Frau hat mir geschrieben: „In diesen Monaten, die so schwierig und trocken waren, habe ich gemerkt, dass ich vor bestimmten Fragen nicht die Augen verschließen darf. Wenn sie auftauchen, und das passiert oft, versuche ich sie zu begraben unter der Liste der Dinge, die ich zu erledigen habe. Denn ich weiß keine Antwort. Das macht mich fertig. Wenn Freunde mich fragen, wie es mir geht, weiß ich nicht, was ich sagen soll. Ich habe zwei tolle, gesunde Kinder. Es geht uns allen gut. Finanziell sind wir von der Pandemie nicht betroffen. Eigentlich habe ich mich nicht zu beklagen. Aber ich spüre immer eine große Leere und Einsamkeit in mir. Ich bin wütend und sehe in allem nur das Negative. Freunden gegenüber bin ich kaum je frei, weil ich Angst habe, wenn ich über meine Leere spreche, könnte ein peinliches Schweigen entstehen, aus dem wir nur herausfinden, indem wir schnell das Thema wechseln.“

Der Aktivismus, den ich meine, kann viele Dinge oder Bereiche betreffen. Meistens ist es die Arbeit. Aber es kann auch eine Partei sein, eine kulturelle Vereinigung, ehrenamtliche Tätigkeit und (wie Giussani sagte) „eine katholische Bewegung“. Auch wir sind vor dieser Haltung überhaupt nicht gefeit. Statt uns ehrlich mit unserer Menschlichkeit auseinanderzusetzen, „machen“ wir immer irgendetwas. Auch die „Dinge der Bewegung“ zu tun, kann eine Form sein, vor sich selbst zu fliehen.

³⁵ Ebd., S. 10, 13.

³⁶ Vgl. Jona 1,3.

³⁷ Fraternità di Comunione e Liberazione, *Documentazione audiovisiva*, Esercizi Incaricati di GS, Varigotti (SV), 6. bis 9. Dezember 1963.

Bei vielen Gelegenheiten hat Giussani uns vor einer solchen Haltung gewarnt und vor dem, was ihr zugrunde liegt. Beim Aktivismus stellen in der Tat die Dinge, die wir tun, die Dinge, an denen wir beteiligt sind und in denen wir Befriedigung suchen, den eigentlichen Sinn des Lebens dar. Der eigentliche Gegenstand der Wertschätzung ist dann nicht Gott, ist nicht Christus, ist nicht die Beziehung zu dem Geheimnis, das Mensch geworden ist. „Tatsächlich schätzen wir, existenziell gesehen, alles andere mehr als Christus.“ Wir sind in der Bewegung nicht wegen des Geheimnisses, das sie in sich birgt, sondern wegen der Dinge, die wir tun. Damit kann sich „die Erfahrung unseres Lebens“ nicht entwickeln.³⁸ Das scheint mir keineswegs übertrieben. Wenn das, was uns verbindet, nämlich nur die Dinge sind, die wir tun, dann wird unser Zusammensein früher oder später uninteressant. „Ich habe die Bewegung vor dreißig Jahren verlassen, am Ende des Studiums. Meine Tage waren voller Aktivitäten und Beziehungen, aber der Sinn des Ganzen ging verloren. Alles schien selbstverständlich, und deshalb wurde das Leben fad.“

b) *Sich ablenken und die Leere mit Lärm füllen*

Wenn wir uns unvermeidlich unserer Zerbrechlichkeit bewusst werden, wie in dieser Zeit der Herausforderungen und Prüfungen, wenn wir unsere Hinfälligkeit und die Flüchtigkeit unseres Dasein mit Händen greifen können, dann suchen wir leicht Ablenkung. Wenn Fragen in uns auftauchen, die uns selbst hinterfragen, die uns beunruhigen und auf die wir keine Antwort wissen, dann füllen wir diese Leere mit Lärm. In unserer Freizeit jagen wir Reizen und Neuigkeiten nach, wir surfen endlos im Netz und in sozialen Netzwerken herum, wir interessieren uns immer wieder für andere Dinge, wir gehen schnell von einem zum nächsten über, ohne irgendetwas zu vertiefen. Unser Ziel dabei ist, eingestanden oder uneingestanden, der Frage nach der Bestimmung, den Bedürfnissen, die wir empfinden, auszuweichen. Wir vermeiden es, uns selbst Rechenschaft abzulegen.³⁹ Das sind stumpfe Waffen, wir wissen, dass sie am Ende nichts ausrichten werden. Aber wir geben uns zufrieden mit der Ruhe, die sie uns, zumindest für eine gewisse Zeit, versprechen.

Ablenkung und Nicht-Nachdenken-Müssen können viele unserer Tage und sogar weite Teile unseres Lebens prägen. Sie stellen gewissermaßen die Kehrseite des Zynismus dar: Wenn Ablenkung nicht funktioniert, kommt der Zynismus ins Spiel. Denn er ist nur eine andere Art, die Augen vor dem zu verschließen, was uns innerlich bedrängt. Wir tun lieber alles als substanzlos ab und schwimmen „auf der Welle des Nichtigkeitsgefühls“⁴⁰.

„Ich ahnte nicht“, bekennt Bernanos, „dass das, was man mit dem so alltäglichen Wort Zerstreutheit bezeichnet, einen solchen Grad der Auflösung, der Zersplitterung erreichen könnte.“⁴¹ Unser Ich versinkt in der Entfremdung, im Mechanischen. Wir sind uns unserer selber immer weniger bewusst. Zerstreut zu sein bedeutet abgeschnitten zu sein von der Substanz des Lebens.

³⁸ L. Giussani, *La convenienza umana della fede*, Bur, Mailand 2018, S. 104, 107.

³⁹ Die „Zerstreuung“, schreibt Romano Guardini, ist der Zustand, „in welchem der Mensch nicht Mitte noch Einheit hat, seine Gedanken von diesem zu jenem Gegenstand schweifen, sein Fühlen unbestimmt und sein Wille der eigentlichen Möglichkeiten nicht mächtig ist“ (R. Guardini, *Vorschule des Betens*, Grünewald/Schöningh, Mainz/Paderborn 1986, S. 21).

⁴⁰ L. Giussani, *La familiarità con Cristo*, San Paolo, Cinisello Balsamo (Mi) 2008, S. 147.

⁴¹ G. Bernanos, *Tagebuch eines Landpfarrers* Fischer, Frankfurt a.M. 1986, S. 238.

c) Zurück zur Normalität und ein neues Kapitel aufschlagen

„Was steht uns bevor? Ist das Spiel wirklich aus? Können wir zu unserem früheren Leben zurückkehren, oder ist es damit für immer vorbei?“⁴², fragte Orwell 1939. Diese Frage hat kein bisschen an Brisanz verloren. Das, was geschehen ist, schnellstmöglich hinter sich lassen und alles vergessen! Das scheint der Imperativ zu sein, der momentan kursiert. So tun, als wäre nichts geschehen, als wären die Fragen nicht aufgewacht, als hätte es keine Toten gegeben und unsere Hilflosigkeit sei ein Unfall gewesen, den man mit einem Federstrich wegwischen könnte. Das ist eine Versuchung, die immer lauert, wie Wassili Grossman am Ende seines Lebens schrieb: „Dass alles wieder so wird, wie es war, bevor es sich so unerträglich verändert hat, dass alles wieder zur Gewohnheit wird, zu dem, was wir kennen, und es dann keine Spur mehr gibt von jenem Neuen, das einem sämtliche Knochen bricht und in die Eingeweide dringt ...“⁴³ Aus einer solchen Haltung kann niemals ein Gewinn für unsere Erfahrung erwachsen, ganz im Gegenteil.

⁴² G. Orwell, *Auftauchen, um Luft zu holen*, Diogenes, Zürich 1981, S. 291.

⁴³ V. Grossman, *Il bene sia con voi*, Adelphi 2011, S. 212. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

KAPITEL 2

WIR *SIND* ERWARTUNG

Aktivismus, Ablenkung, die Aufforderung, zur Normalität zurückzukehren (womit aber nicht, verstehen wir uns da richtig, der verständliche Wunsch gemeint ist, Probleme zu überwinden und zu einer stabileren gesundheitlichen und wirtschaftlichen Situation zurückzukommen, sondern der Drang zu vergessen und die Fragen des Menschseins zum Schweigen zu bringen), all das sind Wege, vor sich selbst und vor der Wirklichkeit zu fliehen. Für die meisten Menschen stellen sie eine gewohnheitsmäßige Haltung dar, die es ihnen erlaubt, sich nicht mit jener Tiefe ihres Ichs auseinanderzusetzen, die wir in dem Wort „Erwartung“ zusammenfassen können, der Hoffnung auf Leben, Sinn, Fülle, Vollendung. Es gibt aber, wie gesagt, Umstände wie die Pandemie mit all ihren Folgen, die uns, wenn auch nur für ein paar Augenblicke, herausreißen aus der Zerstreuung, uns zurückholen von unserer Flucht, so dass wir uns unser selbst wieder bewusst werden.

Warum scheitern unsere Versuche, uns selbst zu verwirklichen oder vor uns selber zu fliehen? „Meine Seele in mir ist größer als das Größte, das meine Augen schauen. Meine Seele ist nicht zu sättigen mit Dingen, die mich umgeben. Klagend ruht sie in mir, von einem namenlosen Heimweh ergriffen“¹, schreibt Pieter van der Meer. Egal wie sehr wir uns anstrengen oder wie hartnäckig wir es versuchen, keine unserer Bemühungen wird uns die Erfüllung verschaffen, die wir implizit oder explizit suchen, wenn wir morgens aufstehen, wenn wir unseren Aktivitäten nachgehen oder unsere „kleinen Fluchten“ organisieren. Aufgrund des strukturellen Ungenügens unserer Kräfte und dessen, was wir erreichen, gelingt es uns nicht, das zu finden, was wir erwarten. Deshalb bemerkt Simone Weil sehr treffend: „Die kostbarsten Güter soll man nicht suchen, sondern erwarten. Denn der Mensch kann sie aus eigenen Kräften nicht finden, und wenn er sich auf die Suche nach ihnen begibt, findet er statt ihrer falsche Güter, deren Falschheit er nicht zu erkennen vermag.“²

1. Ein nicht auszurottendes Faktum

Erwartung ist also das, was immer bleibt, wenn unsere Versuche, auch die erfolgreichen (ja, ich würde sogar sagen, besonders diese), sich als unzureichend erwiesen haben, das Ziel zu erreichen, nämlich die Selbstverwirklichung, die Fülle hier und jetzt, in jedem Augenblick, und nicht erst morgen oder im Jenseits.

Einer der größten zeitgenössischen Dichter, der kürzlich verstorben ist, Adam Zagajewski, hat mit diesen Worten die Weite unserer Erwartung beschrieben:

„Diese kurzen Momente
Die so selten vorkommen –
Ist es das, was das Leben ausmacht?
Diese wenigen Tage

¹ P. van der Meer, *Heimweh nach Gott*, Herder, Freiburg i. Brsg. 1937, S. 29.

² S. Weil, *Zeugnis für das Gute*, Walter, Olten und Freiburg 1979, S. 56 f.

In denen Klarheit einkehrt –
Ist es das, was das Leben ausmacht?
Diese Momente, in denen die Musik
Ihre Würde wiedererlangt –
Ist es das, was das Leben ausmacht?
Diese seltenen Stunden,
In denen die Liebe triumphiert –
Ist es das, was das Leben ausmacht?“³

In diesem Gedicht kommt beispielhaft etwas zum Ausdruck, was zur Erfahrung jedes Menschen gehört. Obwohl die Kultur, in der wir leben, versucht, diese Erwartung zu unterdrücken, ihr den Schneid abzukaufen oder sie zu ändern, kollidiert jeder Versuch mit etwas, das sich nicht umgehen lässt: unserer Natur als Menschen. Bertold Brecht bekennt in einem seiner Gedichte:

„Seine Wünsche nicht erfüllen, sondern vergessen
Gilt für weise.
Alles das kann ich nicht:
Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!“⁴

Nicht einmal finstere Zeiten können also die Sehnsucht, das Erwarten von etwas, was unseren Durst nach Leben stillt, aus unserem Herzen ausrotten. „Die herrschende Kultur“, die ein gewisses Interesse daran haben mag, einer Entleerung des Lebenssinns Vorschub zu leisten, indem sie den existentiellen Nihilismus fördert, „hat, wie sehr sie auch den Geist des Einzelnen und damit der Massen beeinflusst, eine Grenze, die sie nicht überschreiten kann: die Natur des Menschen, die durch den religiösen Sinn definiert ist“. Diese Natur, so stellt Giussani fest, „kann nie ganz verkümmern, sondern wird immer, mehr oder weniger spürbar, in einer Haltung der Erwartung bleiben“.⁵

Diese Erwartung ist das nicht auszurottende Faktum, mit dem es jeder von uns in jedem Augenblick seines Lebens zu tun hat, selbst wenn wir vor ihm fliehen. „Hat uns je einer etwas versprochen? Und warum warten wir dann?“⁶ Mit diesen Worten verweist Pavese auf die Mitte seines und unseres Ichs, auf etwas, das zu uns allen gehört: die Erwartung. Es gehört zu unserem Wesen. Wir sind als „Erwartung“ geschaffen. Wir erwarten nicht nur etwas, wir *sind* Erwartung!

Eine Freundin schreibt mir: „Ich bin mir bewusst, dass mein tiefstes Inneres etwas erwartet, das Hoffnung schenkt. Es erwartet, dass es sagen kann: Ja, es gibt Hoffnung. In einer Zeit, in der ich dazu verleitet sein könnte zu sagen: ‚Ich bin mir nicht ganz sicher‘, wird mir klar, dass ich aus ‚Erwartung‘ bestehe, aus der Erwartung von etwas letztlich Gutem bei allem, was ich lebe. Das heißt, ich bin für die Hoffnung geschaffen. Ich weiß, dass sowohl

³ A. Zagajewski, „I brevi istanti“, in: ders., *Guarire dal silenzio*, Mondadori, Mailand 2020, S. 16. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

⁴ B. Brecht, „An die Nachgeborenen“, in: *Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1981, S. 723.

⁵ L. Giussani, *Un avvenimento di vita, cioè una storia*, hrsg. von C. Di Martino, EDIT, Rom 1993, S. 41. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

⁶ C. Pavese, *Das Handwerk des Lebens*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1987, S. 297.

Giussani als auch du viele Male gesagt und dargelegt haben, dass das Vorhandensein einer solchen Erwartung schon ein Zeichen dafür ist, dass es etwas gibt, was darauf antwortet. Aber ich kann das, so scheint mir, nur mit Worten wiederholen.“

Alle, auch die, denen diese Erwartung fremd zu sein scheint, die ihr keine Bedeutung beimessen oder sie nicht ernst nehmen, die gefangen sind in Ablenkungen oder ihr eigenes Menschsein ausblenden, lässt es nicht gleichgültig, wenn sie auf eine Gegenwart stoßen, die eine Verheißung in sich trägt, einen Sinn, der mit dieser Erwartung zu tun hat. Sie merken, wie die Erwartung in ihnen neu erwacht. Sie müssen sich eingestehen, dass auch sie im Stillen auf etwas gewartet haben. Wie bei jenen Studenten, die in der Zeit zwischen einem Lockdown und dem nächsten, in einem Klima, in dem sich fast alle den Umständen beugten, von Kommilitonen ein Flugblatt erhielten, auf dem stand: „Die Universität ist nicht geschlossen, solange wir leben.“⁷ Ihre Gesichter veränderten sich sofort und sie wurden wieder erwartungsfroh.

Die Erwartung ist ein Faktum. Daran hat auch Benedikt XVI. erinnert: „Die Erwartung, das Warten ist eine Dimension, die durch unser ganzes persönliches, familiäres und soziales Dasein geht. Die Erwartung ist in tausend Situationen gegeben, von den kleinsten und banalsten bis zu den wichtigsten, die uns ganz und in der Tiefe einnehmen. Denken wir etwa an die Erwartung eines Kindes bei den Eheleuten; an jene eines Verwandten oder Freundes, der von weit her kommt, um uns zu besuchen; denken wir an das Warten eines Jugendlichen auf das Ergebnis einer entscheidenden Prüfung oder eines Vorstellungsgesprächs; an das Warten in den affektiven Beziehungen auf die Begegnung mit dem geliebten Menschen, bei der Antwort auf einen Brief oder auf die Annahme einer Vergebung ... Man könnte sagen, dass der Mensch lebt, solange er etwas erwartet, solange in seinem Herzen die Hoffnung lebendig ist. Und an seinen Erwartungen erkennt man den Menschen: Unsere moralische und geistliche ‚Statur‘ kann nach dem bemessen werden, was wir erwarten, worauf wir hoffen.“⁸

Die Erwartung ist so wesentlich für unser Ich, dass nicht einmal die schlimmsten, schmerzhaftesten Umstände sie völlig auslöschen können. Selbst in Situationen, in denen es allen Grund gäbe, nichts mehr zu erwarten, bezeugen manche sie noch. „Die Zeit ist immer ausgefüllt, aber im Hintergrund steht eben doch von morgens bis abends das Warten“⁹, schrieb Dietrich Bonhoeffer aus dem Gefängnis in Tegel, wo er von 1943 bis 1945 wegen seines Widerstands gegen das NS-Regime inhaftiert war und später hingerichtet wurde. Er verschwendete nicht eine einzige Minute, und im Hintergrund wuchs die Erwartung.

Nichts kann diese elementare und unzerstörbare Evidenz besiegen: Wir *sind* Erwartung. In Anspielung auf eine Erzählung von Kafka spricht der spanische Schriftsteller Gustavo Martín Garzo von unserem wartenden Herzen als „einem Tier, das Dinge verlangt, zu denen wir nicht fähig sind, aber darauf besteht, dass wir sie tun“.¹⁰ Und Iribarren schreibt im gleichen Sinne: „Wie kann es sein – sage ich mir, während ich das Leben vorbeiziehen sehe, Richtung Strand –, dass trotz der unbarmherzigen Verwüstungen, die die Zeit uns zufügt, nicht einmal um ein

⁷<https://www.ateneostudenti.it/2020/11/01/luniversita-non-e-chiusa-finche-noi-viviamo/>

⁸ Benedikt XVI., *Angelus*, 28. November 2010.

⁹ Vgl. D. Bonhoeffer, *Werke*, Bd. 8, Gütersloh 1998, S. 158.

¹⁰ G. M. Garzo, „Estimado Franz Kafka“, in: *El País*, 25. Oktober 2020. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Jota abnimmt, uns nicht einmal für eine Sekunde in Ruhe lässt, dieses unaufhörliche Träumen vom Unmöglichen.“¹¹

2. Zuneigung zu sich selbst

Wohl gemerkt, das Faktum dieser Erwartung ist zwar beeindruckend und objektiv, aber nicht das letzte Wort. Es verlangt nämlich, dass man es anerkennt, akzeptiert, zur Geltung bringt. Es fordert also unsere Vernunft und unsere Freiheit heraus. Das ist unsere Größe als Menschen. Die Erwartung liegt in unserer Natur, aber wir können auf viele Arten versuchen – wie ich gesagt habe –, so zu leben, als gäbe es sie nicht. Wir können uns ablenken und so tun, als sei sie nicht da. Sie ist da, aber sie drängt sich nicht automatisch auf.

Manche mögen es als ein weiteres Unglück ansehen, dass sich die Evidenz dieser Erwartung, die wir sind, nicht automatisch aufdrängt, sondern von uns anerkannt werden muss. Sie mögen auch die Tatsache als negativ betrachten, dass wir sie nicht nur nicht aus eigener Kraft befriedigen können, sondern auch nicht loswerden können. Aber wenn wir unserer Erfahrung treu bleiben, werden wir erkennen, dass es uns überhaupt nicht helfen würde, sie uns aus dem Herzen zu reißen. Es ist ein Glück, dass der Versuch, die Erwartung zu ersticken, letztlich scheitern muss. Auch hier ist erhellend, was Pavese sagt: „Warten ist noch eine Beschäftigung. Auf nichts warten – das ist schrecklich.“¹² Davon kann sich jeder überzeugen, wenn er morgens aufwacht und nichts mehr erwartet. In solchen Momenten mag er sich fragen, ob es besser ist, aufzuwachen und auf etwas zu warten, oder morgens die Augen zu öffnen, ohne etwas zu erwarten.

Die Erwartung, die niemand vollständig aus seinem Herzen tilgen kann, stellt uns jeden Morgen vor eine Alternative, die das ins Spiel bringt, was unsere Größe als Menschen ausmacht: unsere Freiheit. Und was ist die Alternative? Ob wir die Erwartung ernst nehmen oder uns nicht um sie kümmern. Die Entscheidung ist nie selbstverständlich. Wir sind frei darin. Jemand schrieb mir: „Zum ersten Mal versuche ich, die Fragen zu beantworten, die du uns vor den Exerzitien oder Versammlungen stellst. Es ist das erste Mal, dass ich mich selbst so ernst nehme und mir sage: Die Frage ‚Gibt es Hoffnung?‘ gilt mir. Sie richtet sich wirklich an mich, nicht nur andere müssen sie beantworten. Ich habe entdeckt, dass in meinem Leben ich der Protagonist bin.“

Das Drama unserer Freiheit, das sich jeden Tag abspielt, beschreibt das Gedicht „George Gray“ von Edgar Lee Masters sehr gut:

„Ich habe ihn oft studiert,
Den Marmelstein, den sie mir bauen ließen –
Ein Schiff mit eingerafftem Segel ruht im Hafen.
Das zeigt in Wirklichkeit mein Ende nicht,

¹¹ „Y cómo puede ser / —me digo, viendo pasar la vida / hacia la playa—, que, pese / a las devastaciones inclementes / que el tiempo / nos inflige, / no se amortigüe un ápice / siquiera, no nos dé tregua / un segundo, / este incesante / soñar con lo imposible“ (K. C. Iribarren, „Verano cruel“, in: ders., *Seguro que esta historia te suena*, a.a.O., S. 330 f.; eigene Übersetzung aus dem Spanischen).

¹² C. Pavese, *Das Handwerk des Lebens*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1987, S. 313.

Sondern mein Leben.
Denn Liebe bot sich mir, ich scheute das Ernüchtertwerden;
Leid klopfte an die Tür, ich war zu ängstlich;
Ehrgeiz rief mir, ich schauderte von den Gefahren.
Doch dabei hungerte ich stets nach Sinn für meine Tage.
Jetzt weiß ich es: wir müssen die Segel spannen
Und dann des Schicksals Wind auffangen,
Wo immer er das Schiff hintreiben mag.
Den Sinn des Lebens suchen, kann im Wahnsinn enden;
Doch leben ohne Sinn ist stete Qual,
Rastlos, voll unerkannten Wollens –
Ein Schiff, das nach dem Meere sehnt, und es doch fürchtet.“¹³

Wir sind wie ein Schiff, „das nach dem Meere sehnt“. Es kann nicht anders, denn diese Sehnsucht ist konstitutiv. Und doch fürchtet es sie. Hier beginnt also der Kampf: Folgen wir der Sehnsucht nach dem Meer, unserem Hunger nach einem sinnerfüllten Leben, oder verziehen wir uns in die Selbstgenügsamkeit, schrecken wir vor dem Wagnis zurück, haben wir Angst vor dem Unvorhersehbaren?

Von dieser Versuchung, uns aus unserer Menschlichkeit zurückzuziehen, uns das Unvorhersehbare zu ersparen und an Bord „eines Schiffes mit eingerafftem Segel“ im sicheren Hafen zu bleiben, spricht Jesus in dem Gleichnis von den Talenten.

„Es ist wie mit einem Mann, der auf Reisen ging. Er rief seine Diener und vertraute ihnen sein Vermögen an. Dem einen gab er fünf Talente Silbergeld, einem anderen zwei, wieder einem anderen eines, jedem nach seinen Fähigkeiten. Dann reiste er ab. Sofort ging der Diener, der die fünf Talente erhalten hatte, hin, wirtschaftete mit ihnen und gewann noch fünf weitere dazu. Ebenso gewann der, der zwei erhalten hatte, noch zwei weitere dazu. Der aber, der das eine Talent erhalten hatte, ging und grub ein Loch in die Erde und versteckte das Geld seines Herrn. Nach langer Zeit kehrte der Herr jener Diener zurück und hielt Abrechnung mit ihnen. Da kam der, der die fünf Talente erhalten hatte, brachte fünf weitere und sagte: Herr, fünf Talente hast du mir gegeben; sieh her, ich habe noch fünf dazugewonnen. Sein Herr sagte zu ihm: Sehr gut, du tüchtiger und treuer Diener. Über Weniges warst du treu, über Vieles werde ich dich setzen. Komm, nimm teil am Freudenfest deines Herrn! Dann kam der Diener, der zwei Talente erhalten hatte, und sagte: Herr, du hast mir zwei Talente gegeben; sieh her, ich habe noch zwei dazugewonnen. Sein Herr sagte zu ihm: Sehr gut, du tüchtiger und treuer Diener. Über Weniges warst du treu, über Vieles werde ich dich setzen. Komm, nimm teil am Freudenfest deines Herrn! Es kam aber auch der Diener, der das eine Talent erhalten hatte, und sagte: Herr, ich wusste, dass du ein strenger Mensch bist; du erntest, wo du nicht gesät hast, und sammelst, wo du nicht ausgestreut hast; weil ich Angst hatte, habe ich dein Geld in der Erde versteckt. Sieh her, hier hast du das Deine. Sein Herr antwortete und sprach zu ihm: Du bist ein schlechter und fauler Diener! Du hast gewusst, dass ich ernte, wo ich nicht gesät habe, und sammle, wo ich nicht ausgestreut habe. Du hättest mein Geld auf die Bank bringen müssen, dann hätte ich es bei meiner Rückkehr mit Zinsen zurückerhalten.

¹³ E. Lee Masters, „George Gray“, in: ders., *Die Toten von Spoon River*, Deutschland Verlag, München 1924, S. 54.

Nehmt ihm also das Talent weg und gebt es dem, der die zehn Talente hat! Denn wer hat, dem wird gegeben werden und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat. Werft den nichtsnutzigen Diener hinaus in die äußerste Finsternis! Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein.“¹⁴

Der Herr macht dem Diener Vorwürfe, der aus Angst nichts gewagt hat. Nur wer etwas wagt, sagt Jesus, kann das Leben gewinnen. Tatsächlich heißt es in dem Gleichnis ja: „Wer hat, dem wird gegeben werden und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat.“ Jesus kannte die Natur des Menschen und seine Versuchung, nichts zu wagen, die Segel zu streichen und bequem im Hafen zu bleiben. Wer aber im Leben nichts wagt, sich nicht einsetzt, um den Sinn zu erreichen, der wird am Ende mit leeren Händen dastehen.

Seine eigenen Bedürfnisse, den Hunger und Durst nach einem erfüllten Leben ernst zu nehmen, das ist das erste Zeichen einer Zuneigung zu sich selbst. Und die das am wenigstens Selbstverständliche ist, was es gibt. Denn diese Bedürfnisse „spüren wir zwar unausweichlich und beschweren uns mit einem Aufschrei, [...] wenn sie nicht befriedigt werden. Aber normalerweise nehmen wir sie nicht ernst“¹⁵, wir schenken ihnen nicht die Aufmerksamkeit, die sie fordern, wir folgen nicht der Richtung, die sie vorgeben.

Was ist nötig, damit man jene Zuneigung zu sich selbst gewinnt, die es einem erlaubt, seine Sehnsucht, seine Bedürfnisse ernst zu nehmen? „Die Zuneigung zu sich selbst erfordert Armut“, sagte Giussani 1983 vor Studenten. „Deshalb hat Christus gesagt: ‚Selig, die arm sind vor Gott‘, oder: ‚Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit‘.“ Die Zuneigung zu sich selbst „bedeutet nämlich nicht, an etwas zu hängen, das wir definiert haben, sondern an etwas, das uns definiert. Sie bedeutet, etwas anzuerkennen, was uns bestimmt, ohne dass wir das entscheiden konnten. Das Bedürfnis nach Liebe oder nach persönlicher Erfüllung oder nach Gemeinschaft ist etwas so unvergleichlich viel Größeres und Tieferes als alles andere, dass wir es unbedingt ernst nehmen und ihm nachgehen müssen, und zwar mit viel größerer Beharrlichkeit, als wir normalerweise dem folgen, was wir uns erdacht, vorgestellt oder ausgesucht haben.“¹⁶

Die Zugneigung zu sich selbst hat also nichts mit Selbstsucht zu tun. Sie öffnet uns dafür, unsere grundlegenden Bedürfnisse zu entdecken, unsere ursprünglichen Bedürfnisse, in ihrer Nacktheit und Weite. Wer ist in diesem Sinne arm vor Gott? „Jemand, der nichts hat, außer einem, wofür und woraus er geschaffen ist, nämlich eine unendliche Sehnsucht [...], eine grenzenlose Erwartung. Sie ist aber nicht deshalb grenzenlos, weil das, was er erwartet, unbegrenzt wäre. Nein, [wer arm ist vor Gott] erwartet nichts [nichts Konkretes, das ihn dann doch enttäuschen würde], sondern er lebt in einer grenzenlose Offenheit [...]. [Das scheint fast ein Widerspruch zu sein.] Wie es in einem Gedicht von Clemente Rebora heißt [...]: ‚Gespannt in Erwartung – und doch erwart’ ich niemand‘.“¹⁷ Das ist die Originalität des Menschen, dass er ganz „gespannt ist in Erwartung“, aber nicht weiß, was er erwartet. Trotzdem ergreift ihn das von Kopf bis Fuß.

¹⁴ Mt 25,14-30.

¹⁵ L. Giussani, *Uomini senza patria (1982-1983)*, Bur, Mailand 2008, S. 295. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹⁶ Ebd., S. 296.

¹⁷ Ebd., S. 298.

Der Mensch ist Erwartung, das ist seine Natur. Aber worauf wartet er? Das Herz des Menschen wartet auf das Unendliche, auf etwas Unbegrenztes. Der Arme ist der Mensch, der ganz in dieser Erwartung aufgeht und sich nach etwas ausstreckt, das er nicht kennt, das er nicht ermessen kann, das ihn aber ausmacht und unwiderstehlich anzieht.

Man trifft nicht oft Menschen, die das Menschliche in seiner Gesamtheit, ohne Abstriche anzunehmen wissen. Ich erinnere mich noch an den Eindruck, den es auf mich gemacht hat, als ich Giussani hörte: Er betrachtete das Menschsein mit einer solchen Fähigkeit, alles zu umfassen, was es ausmacht, dass er in mir den Wunsch weckte, mich selbst so anschauen und annehmen zu können. Es erfüllte mich mit Dankbarkeit zu wissen, dass es jemanden gab, der meine Menschlichkeit so voll und ganz aufnahm. Wenn wir jemanden kennenlernen, der zu so einem Blick fähig ist, ist das eine Befreiung. Giussani schreibt weiter: „Die Ernsthaftigkeit in der Zuneigung zu sich selbst zeigt sich in der Wahrnehmung der eigenen grenzenlosen Bedürftigkeit. Aber, das ist entscheidend, nicht eine grenzenlose Bedürftigkeit in dem Sinne, dass jemand 100.000 Dinge will, und dann 100.001! Sie ist grenzenlos, gerade weil sie es nicht zulässt, dass wir uns ein Bild von den Dingen machen, deren wir bedürfen. Wir *sind* Bedürfnis!“¹⁸ Das ist die Erwartung! Welche Erfahrung muss jemand gemacht haben, der so etwas sagen kann! Jeder von uns *ist* Bedürfnis, grenzenloses Bedürfnis, das zutage tritt, bevor und unabhängig davon, welche Vorstellung wir uns davon machen.

3. „Hättest du doch den Himmel zerrissen und wärest herabgestiegen“

Die Erwartung ernst zu nehmen, bedeutet nicht, dass wir uns nicht mehr darum sorgen, was sie erfüllen wird. Diese Sorge durchzieht unsere Person und unsere Geschichte. Wir tragen in uns eine nicht zu verkürzende und einzigartige Hoffnung auf etwas, das grenzenlos ist. Und es liegt nicht in unserer Macht, uns vorzustellen, wie sie erfüllt werden wird. Das ist ein Geheimnis. Das Hoffen richtet sich auf etwas, das wir nicht kennen, das wir nicht identifizieren können, das über jedes Maß hinausgeht. Das ist schwer zu akzeptieren, aber genau darin liegt die Größe des Menschen.

Seitdem ich das zum ersten Mal bei Leopardi gelesen habe, ist es mir im Gedächtnis geblieben: Dass „nichts auf dieser Erde“ uns „zu beglücken vermag“¹⁹, ist das deutlichste Zeichen für die „Großartigkeit der menschlichen Natur“. Ein solcher Blick auf den Menschen ist selten. Für viele ist es ein Unglück, dass nichts auf Erden sie zufriedenstellen kann. Sie würden alles tun, um diese Erwartung zu dämpfen, um durch irgendetwas befriedigt zu werden, auf das sie Zugriff haben. Doch auch Miguel de Unamuno stellt fest: „Etwas Vergängliches befriedigt mich nicht [...]. Mich dürstet nach Ewigkeit, [...] ohne diese ist mir alles gleichgültig. Ich brauche sie, ich brauche sie! Ohne Ewigkeit gibt es keine Lebensfreude

¹⁸ Ebd., S. 299.

¹⁹ Ich gebe die bekannte Passage von Leopardi in vollem Umfang wieder: „Wenn nichts auf dieser Erde, ja bildlich ausgedrückt selbst die ganze Erde uns nicht zu beglücken vermag; wenn wir die unergründliche Weite des Raumes, die erstaunliche Zahl und Größe der Welten betrachten und zu dem Ergebnis gelangen, dass das alles, verglichen mit der Denkkraft der eigenen Seele, klein und unbedeutend ist; wenn wir uns die unendliche Zahl der Welten und das All selbst vorzustellen versuchen und fühlen, dass unser Geist und unsere Sehnsucht noch viel größer sind als eben dieses Universum; und wenn uns das Ganze noch immer ungenügend vorkommt und wir Mangel und Leere und darauf Langweile spüren, so dünkt mich, es könne keinen klareren Beweis für die Großartigkeit und den Adel der menschlichen Natur geben“ (G. Leopardi, „Pensieri LXVIII“, in: ders., *Gedichte und Prosa*, Insel, Frankfurt a. M. 1979, S. 178).

mehr und die Lebensfreude hat mir nichts mehr zu sagen. Es ist zu einfach, wenn man sagt: ‚Wir müssen leben, wir müssen uns mit dem Leben zufriedengeben.‘ Was ist mit denen, die nicht damit zufrieden sind?“²⁰

Diese Unzufriedenheit weist auf etwas unvorstellbar Großes hin. „Das gegenwärtige Los des Menschen ist reines Warten auf ein Ereignis, das er in keiner Weise vorbereiten kann und dessen Eintreffen absolut nicht vorausszusehen ist.“²¹ Wir wissen nicht, was es sein wird oder wie es geschehen kann, aber wir warten darauf. Ja, es ist das, was wir am meisten erwarten, vor allem anderen und auf dem Grund von allem anderem. Heute wie damals, wie vor 2000 Jahren.

Ernest Hello sagt über die Zeit vor der Geburt Jesu treffend: „Während sie warteten, hatte das Alte Rom abscheuliche Dinge vollbracht, gegensätzliche Machtansprüche hatten zu Kriegen geführt, die Welt hatte sich unter das Zepter von Kaiser Augustus gebeugt. Die Welt hatte die Bedeutung dessen, was da geschah, noch nicht erkannt. Betäubt vom Lärm [...] der Kriege und Machtkämpfe, hatte sie etwas Wichtiges noch nicht bemerkt: die Stille derer, die in der tiefen Feierlichkeit ihrer Sehnsucht warteten. Die Welt wusste noch nichts davon. Wenn das heute wieder beginnen würde, würde sie es nicht eher merken als damals. Sie würde es mit der gleichen Ignoranz ignorieren, mit der gleichen Verachtung verachten, bis sie gezwungen wäre, es zur Kenntnis zu nehmen. Diese Stille, sage ich, war das Eigentliche, was unter der Oberfläche, unbemerkt von der Welt, *geschah*. Dieses Schweigen war ein echtes Tun. Es war kein negatives Schweigen, nicht nur Abwesenheit von Worten. Es war ein positives Schweigen, aktiv, ohne dass sie viel taten. Während Augustus und Antonius sich um die Weltherrschaft stritten, warteten Simeon und Anna. Wer von ihnen tat mehr?“²²

Benedikt XVI. hat das Geheimnis dieser Erwartung so beschrieben: „In der Zeit, die der Geburt Jesu voranging, war in Israel die Erwartung des Messias sehr stark, das heißt eines Gesalbten, eines Nachkommens des Königs David, der das Volk endlich von jeglicher [...] Knechtschaft befreien und das Reich Gottes errichten sollte. Doch niemand hätte sich je vorgestellt, dass der Messias von einem einfachen Mädchen geboren werden sollte, wie dies Maria war, die Verlobte Josefs, des Gerechten. Selbst sie hätte dies nie gedacht, und dennoch war in ihrem Herzen die Erwartung des Heilands so groß, waren ihr Glaube und ihre Hoffnung so glühend, dass er in ihr eine würdige Mutter finden konnte. Im Übrigen hatte Gott selbst sie vor aller Zeit vorbereitet. Es ist da eine geheimnisvolle Entsprechung zwischen der Erwartung Gottes und jener Mariens, des Geschöpfes, das [...] ganz transparent für den Plan der Liebe des Höchsten ist.“²³

Die Erwartung, wie wir sie bei Simeon, Anna und Maria finden, ist nicht nur etwas Vergangenes. Nein, in der gleichen Stille wie damals, weit weg vom Rampenlicht wie damals, gibt es diese Erwartung immer noch, tief in unserem Menschsein, in der Stille unseres Herzens, im Innersten unseres Ichs. Und sie glüht weiter. Eine Studentin schreibt: „Mein Menschsein wartet ständig auf eine Gegenwart, die es erfüllt.“ Das erklärt auch Rilke: „Warst du nicht immer noch von Erwartung zerstreut, als kündigte alles eine Geliebte dir an?“²⁴ Die

²⁰ M. de Unamuno, *Cartas inéditas de Miguel de Unamuno y Pedro Jiménez Ilundain*, hrsg. v. H. Benítez, Revista de la Universidad de Buenos Aires 3 (9/1949), S. 135, 150. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

²¹ J. Daniélou, *Vom Geheimnis der Geschichte*, a.a.O., S. 228.

²² E. Hello, *Fisionomie di Santi*, Fògola, Turin 1977, S. 58 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

²³ Benedikt XVI., *Angelus*, 28. November 2010.

²⁴ R. M. Rilke, „Duineser Elegien. Die erste Elegie“, in: ders., *Werke*, Bd. I, 2, Insel, Frankfurt a. M. 1980, S. 442.

Erwartung, die unser Herz ursprünglich ausmacht, ist die Erwartung einer Gegenwart, die auf unser Menschsein antwortet, es rettet, heilt und erfüllt.

Daniele Mencarelli schreibt in seinem neuen autobiografischen Roman: „Ich würde meiner Mutter gerne sagen, was ich wirklich brauche, immer das Gleiche, seit ich mein erstes Wehgeschrei in die Welt sandte. Was ich will, war lange Zeit nicht einfach zu sagen. Ich habe versucht, es mit komplizierten Konzepten zu erklären. Ich habe die ersten zwanzig Jahre meines Lebens damit verbracht, die besten Worte zu finden, um es zu beschreiben. Ich benutzte viele Wörter, zu viele. Dann wurde mir klar, dass ich in die entgegengesetzte Richtung gehen musste. Also begann ich, jeden Tag eines auszumerzen, das am wenigsten notwendige, das überflüssigste. Nach und nach habe ich gekürzt, gestutzt, bis ich bei einem einzigen Wort angekommen war. Ein Wort, um zu sagen, was ich wirklich will, was ich seit meiner Geburt mit mir herumtrage, vielleicht schon vor der Geburt, was mir wie ein Schatten folgt, mir immer zur Seite steht. Heil. Ich sage dieses Wort niemandem, nur mir selbst. Aber das Wort ist da, und mit ihm seine Bedeutung, die größer ist als der Tod. Heil. Für mich. Für meine Mutter am anderen Ende der Leitung. Für alle Kinder und alle Mütter. Und alle Väter. Und für alle Brüder und Schwestern in vergangenen und künftigen Zeiten. Mein Leiden heißt Heil. Aber wie kann das sein? Wem kann ich das sagen?“²⁵

Auf dem höchsten Punkt des leidenden und leidenschaftlichen Bewusstseins der Existenz explodiert der Schrei unseres Menschseins, wie ein Ruf, der aus der Tiefe des Herzens der Menschen aller Zeiten aufsteigt, eine Bitte an das unergründliche Geheimnis: „Hättest du doch den Himmel zerrissen und wärest herabgestiegen“!²⁶ Diese Bitte ist in jedem Erwachen am Morgen und in jeder unserer Handlungen während des Tages impliziert, auch bei denen, die nicht wissen, wer dieses Du ist, auf das sie warten. „Hättest du doch den Himmel zerrissen und wärest herabgestiegen“. Danach ruft die Vernunft und das Gemüt jedes Menschen, der sein Leben nicht vergeblich leben will. Deshalb schreibt Montale, dem auf seine Weise das Menschliche sehr vertraut war: „Ihn zu erwarten ist das höhere Fest“²⁷.

Da wir auf etwas warten, ohne zu wissen, wie es sich zeigen wird, brauchen wir nicht so sehr den Verstand, sondern die Aufmerksamkeit. Um die müssen wir bitten, wie Papst Franziskus erklärt: „Der heilige Augustinus sagte: ‚*Timeo Iesum transeuntem*‘ (Sermones, 88,14,13), ‚ich fürchte, dass Jesus vorüberzieht und ich es nicht bemerke‘. Von unseren Interessen angezogen – und das spüren wir jeden Tag – und von so vielen Eitelkeiten zerstreut, laufen wir Gefahr, das Wesentliche zu verlieren. Daher wiederholt der Herr heute ‚allen: wachet!‘ (Mk 13,37). Wachet, seid aufmerksam!“²⁸

²⁵ D. Mencarelli, *Tutto chiede salvezza*, Mondadori, Mailand 2020, S. 22 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

²⁶ Jes 63,19.

²⁷ E. Montale, „Herrlichkeit der mittäglichen Ruhe“, in: ders., *Gedichte 1920-1954*, Carl Hanser, München 1987, S. 75.

²⁸ Franziskus, *Homilie bei der Eucharistiefeier mit den neuen Kardinälen*, 29. November 2020.